№. 46. Schlesische 1841.



Gebirgs-Blüthen.

Siebenter Jahrgang.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 11. November.

Es rei t das Gute, das Große nur langsam,
Aber es reift gewiß zur herrlich erquickenden Ernte.

War wil worta larn, muß zur Karms giehn.

Motto: Konnste worta lieber Moan
Sellste heute Olles hoan.

Drei Wucha sein verflohn, ma soag mich mit noch Andarn,
Ei an beliebta Ort zum Karmsvergnüga wandarn,
Denn su a Fest is nu, schun emol anne Pracht,
Do ward getanzt, gezecht, und au a Spiel gemacht.
Is letzte bleibt doch wull, ju noch an schien Vergnüga,
Drim froita inser Vier, kinn mer ann' Koarte kriega?
Se bruchta ins, und wenn au wull ne glei
Ann' Koarte, Kreid' und Tantusse derbei;
Nu hott mer oalls, und setzta ins zur Ruh
Und machta bis zum Obend moncha Du.
Dar liebe Obend koam, do froit' mer ob se könnta
Ins fer a Hunger gan, a Poar gebrotne Enta?
A bisla Sauerkraut, und au a Brudt derzu,
Do soat ann' dicke Fro, och ju!
Se missa halt nu schun, an Augablick vertraun,
De Enta sein noch ne ganz braun.
Nu horrta mer a Wing, wull anne ganze Weile,
Do deckta se a Tisch, au schun ei oller Eile.
Is wurde Kraut, gekochte Aeppel ufgegahn,
Doch anne Ente woar noch ne zu sahn.
Mer guckta hin und har, is wurd halt nischte draus
Do tunkta mer derweil da Aeppelpappe aus,
Jitzt worn mer bale soat, do koam dar Endtabrota,
Wie oaber mir gehorrt, doas werdt kaum Enner rotha,
Zwe Stunda soa ich, doas is viel zu wing,
Doch hirt ock wies noch wetter ging:
A bittrer Schnops, woar im drei Greschla hoite,
Sust kust a zwe, o Wunder lieba Leute,
Uf su ar Karms is roasend theuer zehren,
A su a Warthsmoan muß, sich goar sihr gut dernähren.
Na 's is nu halt a mol, ne anders, anne Frede
Macht sich a Jeder garn, doch ward se ehm zum Lede,
Wie's au do hie am lust'ga Monne ging,
Do wundert ma sich goar ne wing.

A koam blos rei, und wullt a Karmslied singa
Do wullt au schun dar Warth, ihn wie a woar verschlinga;
Und woar dar Moan ne dick und gruß
Do troaf'm hie a schrecklich Lus,
A koam und wust ne wie, hie aus dar lieba Welt
Is kust'm ne a Greschla Geld.
Na laß mer doas ock sein, mer wullen wetter hiren,
Woas noch im Zwölfe erst, zur Nachtzeit kunt possieren:
Doas liebe Licht woar nu, uf emol ols verbrandt
Do hätta se sich bal, de Köppe eigerannt.
Doch wußte ma sich wull ant Noth,
Mit lauter Fidebussa hoat
Zum Trinka Jeder sich gelecht,*)
Se worn halt noaß und brandta schlecht.
De Karmsa muß ich soan, sein harrliche Vergnüga
Ma läßt aus lauter Lust, su moncha Gruscha fliega
Und steckt ma sich Geduld, ock Sackfelweise ei,
Do kriegt ma Endtaflesch, ei Drei, Vier Stunda glei.
. . . . . .

*) Geleuchtet.

Das Hausregiment.

(Fortsetzung.)

Der Postmeister trat etwas erschrocken zurück, weil der erzürnte Lambert diese Worte mit einer so unzweideutigen Bewegung der rechten Hand begleitete, daß zu befürchten stand, er werde mit der vorläufigen Abschlagszahlung gleich den Anfang machen, was jener sehr übel nahm, und in der Meinung, seinen Gegner leicht einschüchtern zu können, zu ihm sagte: „Hüten Sie sich, Herr Nachbar, in Ihrer Hitze die Grenzen des Anstandes zu überschreiten, ich würde sonst gegen den Mann Ihrer Frau keine Rücksicht weiter nehmen dürfen, was ich bisher gethan habe; denn dergleichen Drohungen läßt kein öffentlicher Beamter sich von Ihnen gefallen.“

„Glauben Sie etwa, Herr, daß ein redlicher Privatmann sich von einem im öffentlichen Amte stehenden Tagediebe, wie Sie, ungestraft foppen läßt?“ fragte Lambert mit drohender Miene. „Sind das vielleicht die Rücksichten gegen mich, die Sie in dem heutigen Briefe an meine Frau, mit solcher Zärtlichkeit auseinander gesetzt haben?“

Der Postmeister wurde höchst verlegen bei dieser letzten Frage, weil er nicht vermuthet hatte, daß die schöne Nachbarin einen so häßlichen Gebrauch von dem ihr anvertrauten Geheimnisse machen würde, und da es ihm allerdings gerathener schien, über diese Angelegenheit jetzt jede weitläuftige Erklärung zu vermeiden, so bemerkte er nichts weiter, als: „wir werden nächstens mehr hierüber sprechen!“ und wollte sich dann entfernen.

Herr Lambert, der nun einmal in Zorn gerathen und keinesweges gesonnen war, seinen Gegner so leichten Kaufs entschlüpfen zu lassen, vertrat ihm den Weg und forderte die Erklärung darüber auf der Stelle. Es kam zu einem lauten Wortwechsel und in Folge desselben sogar so weit, daß Lambert den orangenfarbenen Gast bei der Gurgel faßte, der nun aus Leibeskräften nach Hilfe schrie, weil sein Embonpoint hier in augenscheinliche Gefahr gerieth.

In diesem Augenblick trat Christoph mit einigen Stadtverordneten ein, die in der Absicht kamen, sich den Schlüssel zu Lamberts Kirchenstand zu erbitten und ganz erstaunt waren, den sonst so friedliebenden Pächter in dieser drohenden Stellung zu finden.

„Aber mein Gott! was geht denn hier vor?“ fragte der erschrockene Christoph und

suchte die erbitterten Kämpfer zu trennen. „Mäßigen Sie sich doch, meine Herren, es giebt ja andere Wege, seine Streitigkeiten zu schlichten, als gerade auf diese undelikate Art.“

Madam Lambert, die in einem Nebenzimmer den ganzen Streit gehört und sich heimlich daran ergötzt hatte, kam von Caroline und Daniel begleitet, herbeigelaufen und zeigte das höchste Erstaunen über diesen Lärm in ihrem Zimmer und die heftige Aufregung ihres Mannes. Sie bemühte sich scheinbar den Zorn beider Parteien zu besänftigen, forderte auch Christoph und seine Begleiter auf, ihr dabei behilflich zu sein; unterließ aber deshalb nicht, ihrem Manne heimliche Winke zu geben, die ihn ermunterten, standhaft zu bleiben, und erreichte auf diese Weise vollkommen ihren Zweck. Lambert benahm sich ganz so wie sie es wünschte und wie es zur Bestätigung von Christoph's Behauptung über ihn, daß er wirklich Herr in seinem Hause sei, jetzt gerade angemessen war; denn beide Stadtverordneten, welche Christoph begleitet und am eifrigsten hiergegen gestritten hatten, waren sehr geneigt, eine bessere Meinung von Lambert zu fassen.

Nachdem es den vereinten Bemühungen gelungen war, die erzürnten Gemüther einigermaßen zu beruhigen, erinnerten die Stadtverordneten sich an den eigentlichen Zweck ihres Hierseins und baten Lambert um die Erlaubniß, bei der heutigen Wahl seinen Kirchenstand einnehmen zu dürfen, der dem Altare zunächst gelegen war. Er ertheilte sie ihnen sehr bereitwillig und gab Daniel den Befehl, sofort den Schlüssel herbeizuholen, der in seinem Zimmer hing.

Daniel zögerte, um erst einen bestimmteren Befehl von seiner Herrin abzuwarten; denn eine noch fühlbare Erinnerung an die heute schon erhaltene Ohrfeige, schien ihm das zur Pflicht zu machen. Als aber von Seiten seines Herrn eine zweite, ernstlichere Aufforderung an ihn erging und Madam Lambert immer noch schwieg, wandte er sich mit der Frage an sie: „Ist das so recht, Madam?“

Statt einer Antwort von ihr, erhielt er eine nachdrückliche Ohrfeige von ihm, die auch von der Frage begleitet war: „Ist das so recht Daniel?“

Der arme Junge stand ganz bestürzt, denn von solcher Seite hatte er seinen Herrn bisher noch nicht kennen gelernt und dennoch blieb er jetzt zweifelhaft darüber, ob es gerathen sei, dessen Befehl so unbedingt zu vollziehen, da Madam immer noch bei ihrem Schweigen beharrte. In seiner Herzensangst wandte er sich nun zum zweiten Mal an sie und fragte; „Ist denn das nun so recht Madam? oder was soll ich jetzt eigentlich thun?“

„Warte, ich will es Dich lehren!“ sagte Lambert; jedoch ehe er sich Daniel nähern konnte, hatte dieser jene Lehre schon von der Madam empfangen. Sie bestand in einer zweiten gewichtigen Ohrfeige und der Weisung: „Gehorchen sollst Du, Schlingel, wenn Dein Herr Dir etwas befiehlt.“

Die Antwort mußte wahrscheinlich genügend sein, denn Daniel verließ sehr eilig das Zimmer, um ungesäumt den Schlüssel herbeizuholen.

Caroline war über diesen Vorfall so erstaunt, daß sie mit offnem Munde bald die Tante bald ihren Onkel anstarrte, die Beide für sie ein Räthsel geworden waren. Herr Lambert, der dies bemerkte und nun ein Mal im Eifer war, wurde böse darüber und fragte: „Was stehst Du denn da und siehst mich an, als wenn ich ein Heiliger von Gyps wäre? Giebt es gar nichts weiter zu thun im Hause? Geh an Deine Arbeit!“

Ganz erschrocken über diese Anrede des Onkels, dessen Unwillen sie bisher noch nie

erfahren hatte, eilte Caroline weinend hinaus; denn der Vorwurf in Gegenwart dieser Fremden hatte sie sehr verletzt, um so mehr, da sie ihn so unverschuldet empfing. Selbst die Tante fühlte Mitleid mit dem armen Mädchen, was sonst ein seltener Fall war und bat ihren Mann, sich doch nicht so zu ereifern; aber auch sie durfte nicht leer ausgehen, denn jetzt kam es Lambert darauf an, vor diesen Zeugen seine Autorität zu behaupten.

„Ich bitte Dich, liebe Frau, sorge Du für Deine Hühner und laß mich zufrieden!" gab er ihr zur Antwort. „Ich will durchaus, daß man meinen Befehlen unbedingt gehorche; denn dafür bin ich Herr im Hause!"

Sie schwieg, und dies war unstreitig das größte Opfer, das diese Frau ihrem Manne bringen konnte; aber die Umstände erforderten es und nun hatte Lambert gewonnen; denn eine bessere Ueberzeugung von seiner Selbstständigkeit konnten die Anwesenden nicht verlangen.

Die Stunde der Wahl nahte heran und da Daniel so eben den verlangten Schlüssel gebracht hatte, empfahl sich Christoph mit seinen Begleitern, um zur Versammlung zu gehen.

(Beschluß folgt)

Altdeutsche Lebensweisheit.

Wer in zwanzig Jahren nicht wird schlank,
Und in dreißig Jahren nicht wird krank,
Und in fünfunddreißig nicht wird stark,
Und in vierzig Jahren nicht wird karg,
Und in fünfundvierzig Jahren nicht hat Muth,
Und in fünfundsechzig nicht hat Gut,
Und in fünfundsiebzig Jahren nicht wird weis'
Und in fünfundachtzig nicht wird Greis,
Und in fünfundneunzig Jahren nicht gefangen,
Und in hundert Jahren nicht erhangen,
Und soll er das Alles überleben,
So hat ihm Gott viel Glücks gegeben.

Der Lottospieler.

Die „Bohemia" erzählt zur Warnung für thörichte Lottospieler Folgendes: Eines Tages stand ich mit einem Freunde auf der Gasse im Gespräche, als mich ein Bettler ansprach. Der Mann hatte ein wunderliches Aussehen. Seine Wangen waren blaß und eingefallen, sein hohles Auge hatte allen Glanz verloren, nur einzelne graue Locken spielten um seine Schläfe: aber alles dies konnte eben so wohl auf ein durch Kummer gebrochenes Leben, als auf ein höheres Alter deuten. Sein Anzug war überaus ärmlich, aber rein. Ich schenkte dem Manne eine Gabe, die nicht eben karg bemessen war und sprach mit meinem Freunde weiter. Als wir uns einige Minuten später trennten, sah ich den Bettler aus einem Laden treten und einen Lotteriezettel in der Hand halten. Erzürnt ging ich auf ihn zu. Zeigt mir doch einmal was ich Euch vorhin gegeben habe!" rief ich. „Gütigster Herr," sagte der Bettler, „Sie zürnen mit Recht, aber wenn Sie mich gehört haben, werden Sie mich entschuldigen. Was ich Ihnen erzähle hat noch keine menschliche Seele von mir erfahren, aber Ihre Großmuth und daß Sie mich jetzt überrascht haben, bestimmt mich dazu." Ein solcher Eingang ließ Sonderbares erwarten und obgleich die Straße lebhaft war, schämte ich mich doch nicht, mit dem Bettler im lebhaften Gespräche hinzuschlendern und die Geschichte anzuhören, die er mir, im Innersten ergriffen, mittheilte. „Wenn ich mich so abgelebt und hinfällig sehe, glaube ich selbst kaum, wie nahe hinter mir noch die fröhliche Jugendzeit liegt. Ich war nicht ohne Erziehung, aber arm und ohne Aussichten. Doch was kümmert den strebsamen Jüngling die Welt und was sie fordert! noch im Verlaufe meiner Studienzeit lernte ich die Liebe

kennen — Herr, bei diesem Worte fühle ich mein Elend mit doppelter Bitterkeit. Darf denn der Arme, der Verstoßene, dieses Göttergefühl, dieses den Glücklichen vorbehaltene Vorrecht auch kosten? Ja, er darf es, damit die Stacheln seiner Schmerzen noch schärfer werden. Ich liebte und war glücklich. O, du goldner, schöner Jugendtraum, noch dein letztes Nachdämmern, so matt es ist, blendet meine erstumpften Augen! Der Vater meiner Fanni war einer von den Männern, wie sie so häufig sind: wohlwollend, so lange seine Börse nicht ins Spiel kam, freisinnig, bis auf alle Geldangelegenheiten, sein Kind liebend, aber es knechtisch seinem Willen unterjochend. Es konnte nicht lange fehlen, so wurde unsere Neigung ihm bekannt. Die Sache kam ihm zu abgeschmackt, zu leicht zu beseitigen vor, als daß er hätte in Zorn gerathen sollen. Er stellte seiner Tochter vor, daß ich ihr nichts bieten könne, als ein Leben voll Mühe und Elend, daß sie bei ihrem Stande und Vermögen, bei ihrer Schönheit die glänzendste Partie machen, eine Stellung des reichsten Behagens gewinnen könne. Ihre Liebe besprach er als eine Jugendschwäche, die vor dem klaren Blicke des Verstandes bald verschwinden werde: kurz, er sagte ihr eindringlich und väterlich Alles, was ein Verständiger bei solchen Gelegenheiten vorbringen kann. Mit heißen Thränen erzählte mir Fanni bei der nächsten heimlichen Zusammenkunft diese Worte wieder; wir trösteten einander, sie versprach mir ewige unverbrüchliche Treue, ich verhieß ihr, alle meine Kraft einzusetzen, um so viel zu erwerben, daß ich vor ihren Vater treten könnte. — Aber wie sollte ich dies Versprechen erfüllen? Ohne Freund und Beschützer, noch in meinen Studien begriffen, welche Aussicht auch nur auf die unbedeutendste selbstständige Stellung hatte ich? In jenen Stunden, in welchen ich die Bitterkeit des Lebens zu kosten anfing, hatte ich den Einfall, das Glück zu versuchen. Es hat so vielen Tausenden Unwürdiger — sagte ich mir — seine Gunst zugeworfen, warum sollte es nicht einmal in blinder Laune zweien verbundenen Herzen Ruhe und Zufriedenheit schenken? Ich setzte in die Lotterie — und gewann nicht; aber die seligen Empfindungen, in denen ich mich einige Tage geschaukelt hatte, waren zu verlockend: ich fuhr fort, zu spielen. So verlebte ich zwischen Selbsttäuschung und Enttäuschung ein Jahr. Fanni hing trotz aller Vorwürfe und Drohungen ihres Vates fest an mir; aber so oft ich ihre rothgeweinten Augen sah, gab es mir einen Stich ins Herz. Um diese Zeit schickte Fanni's Vater sie aufs Land zu seinen Verwandten. Er kannte das menschliche Gemüth; Entfernung ist das Grab der Leidenschaft. Es verging kein halbes Jahr, so erfuhr ich, daß meine ewig treue Fanni einen Amtmann geheirathet hatte. Ich hatte bisher, in meinen träumerischen Erwartungen verloren, meine Studien gänzlich vernachlässigt: nun warf ich mich mit einer Art Wuth auf das Lottospiel. Ich wollte, ich mußte gewinnen! Und dann mit meinem Mammon vor die Treulose hinzutreten, ihr das glänzende Loos auszumalen, das sie verschmäht — welche Seligkeit! In jenen Tagen führte ich ein halb mechanisches Leben und ich erinnere mich nicht, wie lange sie währten. Ich war ganz in den abenteuerlichen Gang des Spieles versunken; seiner regellosen Willkür unterlegte ich geheime Gesetze, ich wollte es zwingen, meinem Willen zu dienen. Ich erfand Zahlenreihen, Combinationen, Verhältnisse des Einsatzes, allen den, ich möchte sagen, abergläubischen Kram, mit dem wir Spieler uns immer tiefer in die Leidenschaft rennen. Als ich aus diesem Zu-

stand, wie aus einem bösen Fiebertraume erwachte, war ich, was ich jetzt bin — ein Bettler. Alle meine Verhältnisse hatte ich aufgelöst, meine Beschäftigungen aufgegeben, meine Bekanntschaften abgebrochen und jetzt, wo das lodernde Feuer in mir ausgebrannt war, stand ich wüst und abgestorben da. Meine Jugendkraft war gebrochen, ich war ein früher Greis. Aber von dem unseligen Spiele konnte ich nicht lassen. Es ist ja der einzige Reiz, ein galvanischer Reiz, der mich noch zu Zuckungen bringt, die das alte Leben nachäffen. Die Gegenwart ist mir todt, die Erinnerung an das versunkene Glück drückt mir die Dornen nur tiefer in die Wunden: wer wollte mir die kurze, matte Hoffnung mißgönnen, das einzige lindernde Oel? Ich spare mir den Bissen Brod vom Munde ab, denn er ist mir nicht so nothwendig, als die Hoffnung; ich scheue nicht den bittersten Frost, denn mich tröstet die Hoffnung. Können Sie mich entschuldigen, mein gütiger Herr? Ja, Sie können es. Vielleicht ist gerade Ihre milde Gabe der Grundstein meines Glückes; vielleicht bringt Ihre Theilnahme mir Segen; vielleicht ist der Augenblick nicht fern, wo ich meinen Dank Ihnen anders abtragen kann, als durch die leeren, flüchtigen Worte eines Bettlers!" Bei diesen Worten war mit dem Bettler eine völlige Umwandlung vor sich gegangen. Seine gebeugte Gestalt hatte sich gerade aufgerichtet, seine Wangen hatten sich geröthet und sein Auge hatte neuen Glanz gewonnen. In diesem Anfluge früherer Kraft bedünkte er mich wie eine Ruine, welcher der rothe Abendschein noch einmal das Ansehen der alten, längst zerfallenen Stattlichkeit giebt. Der Bettler schwieg lange und ich wußte kein Wort zu erwiedern. Er schien mir in einer Art stillen Wahnsinnes zu leben, und ich vermied es, über das Lotto zu sprechen; ein tröstendes Wort über sein selbst verschuldetes Mißgeschick, wagte ich auch nicht, denn sein ganzes Innere war wund und mußte bei der leisesten Berührung schmerzen. „Ich glaube den Grund Ihres Schweigens zu verstehen," sagte endlich der Bettler, „und ich danke Ihnen dafür. Sehen Sie mich nicht mehr, so vergessen Sie diese Stunde: ich werde mich Ihrer und Ihrer Theilnahme noch auf dem Todtenbette erinnern." Mit einer tiefen Verbeugung nahm er Abschied und verschwand in eine Seitengasse. Etwa acht Tage später ging ich an derselben Stelle vorüber. Ein dichtes Menschengedränge erfüllte die ganze Straße. Aus einzelnen Worten der Fortgehenden erfuhr ich, daß hier plötzlich ein Mensch gestorben. In diesem Augenblick war ich bis zu einer Leiche gelangt, die auf dem Pflaster lag. Es war derselbe Bettler, der mir kürzlich sein Schicksal erzählt. Er lag vor der Schwelle des Ladens, in welchem er damals in die Lotterie gesetzt. Eben hatten die Leute einen Zettel untersucht, den er krampfhaft in der Rechten gehalten und es erhob sich ein lauter Ruf des Erstaunens. Es war jener Lottozettel, man verglich ihn mit den so eben gezogenen Nummern; er hatte eine Terne gewonnen. Der erste freundliche Blick des Glückes hatte den Armen überwältigt, — er war vor Freude gestorben.

Das Titulatur-Unwesen in Deutschland.

Dieser, schon so viel gerügte Mißstand hat zu nachstehender, im Allg. Anz. d. D. veröffentlichter Aufforderung Anlaß gegeben:

„Mit Recht ist wohl schon oft mit Wort und Schrift von geachteten Männern die lächerliche Sitte streng beurtheilt worden, daß wir Deutsche, wenigstens der größte Theil derselben, auf und in Briefen die nichtssagenden

Titulaturen, wie: Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Ehrwürden, Hochwürden ꝛc. noch immer beibehalten; mit Recht sage ich — denn dieser Gebrauch stammt aus den, glücklicher Weise verschwundenen Zeiten, wo jeder besondere Stand auch seinen besonderen Rang, und diesen Rang durch besondere Titel geltend machen wollte. Jetzt, wo dieser Unterschied beinah gänzlich verschwindet, wo die Vorrechte gewisser Klassen der bürgerlichen Gesellschaft nach und nach aufhören, jetzt, wo Kenntniß und mehre Bildung und Tüchtigkeit in allen Fächern alten, verrosteten Vorurtheilen den Rang abläuft — jetzt brauchen wir diese Merkmale des Standes und Ranges nicht; wir können und sollten einer Gewohnheit entsagen, die uns mit Recht beim Auslande lächerlich macht. Der Engländer läßt solche unsinnige Worte weg; der über'm Rhein schreibt an seinen König und setzt auf die Adresse: „au Roi"; auch der Deutsche hat angefangen, es einzusehen, daß obengenannte Titulaturen wegfallen können, und der Kaufmannsstand ist hierin mit gutem Beispiel vorangegangen. Warum folgt die andere Briefschreibende Menge nicht nach? Weil der Eine glaubt, den Andern zu beleidigen, etwas von seiner Ehre ihm zu nehmen, wenn er ihn nicht „Hochwohlgeboren" ꝛc. nennt. Wie lange wollen und sollen wir uns gegenseitig tausendmal versichern, daß wir und wie wir geboren sind? Wie lange sollen und wollen wir uns noch dem Spotte des Auslandes und der eignen Beschämung aussetzen? Es haben sich wohl Vereine gebildet, an deren Spitze verdiente Männer stehen, deren Mitglieder unter sich ausgemacht haben, es nicht übel aufzunehmen, wenn man die Titulaturen gegenseitig wegließe; es haben sich selbst deutsche Regierungen dafür verwendet, und ihren Unterbehörden aufgetragen, in amtlichen Schreiben sich aller solcher Ueberflüssigkeiten zu enthalten: mit warmen Danke ist Solches anzuerkennen. Allein die Wirkung davon ist nur in gewissen Kreisen zu verspüren, und verbreitet sich nicht über das gesammte deutsche Vaterland. Um diesen Unwesen ein Ende zu machen, ergeht an alle Deutsche, die die Wahrheit des Obigen fühlen gegenwärtige Aufforderung zu einer großen „deutschen Gesellschaft zur Abschaffung des Titulatur-Unwesens in und auf Briefen," zusammenzutreten. Die Mitglieder derselben brauchen sich nicht zu kennen, aber sie werden sich dadurch erkennen, daß jeder Deutsche, der zu dieser Gesellschaft tritt, an die linke Ecke jedes Brief-Couverts, das er versendet, ein † macht. Die Gesellschaft fordert kein Kapitel, keine Beiträge, keine Mühe: nur Verbreitung. Möchten sich viele Mitglieder zu dieser Gesellschaft finden, möchten bald auf den Brief-Couverts viel Todeszeichen gesehen werden! möchten hochgestellte Beamte diesem Vereine beitreten, und durch ihr Beispiel dahin wirken, daß derselbe so viel Mitglieder als möglich zähle! möchte jeder Bürger, jeder Gelehrte, kurz jeder Deutsche dahin wirken, daß seine Correspondenten ihn nicht mehr „Hochedel-, Wohl- und Hochwohlgeboren" u. s. w. nennen. Schließlich bitten wir die Redactionen deutscher Zeitschriften, mögen sie kirchliche, politische, literarische, belletristische oder medizinische, allgemeine oder örtliche sein, gegenwärtige Aufforderung in ihre Blätter aufzunehmen; es gilt ja etwas Deutsches, etwas Vaterländisches.

Miscellen.

Ein Dienstmädchen brachte folgendes Attest, das hier buchstäblich copirt ist: „Vorzeigerin dieses, Anna Mariana Hanna, von Zunamen un-

bekannt, von Gesicht hübsch, von Statur gewöhnlich, und — außer daß sie im Zorn heftig spricht — ohne Kennzeichen, hat zwei Monate und einige Tage bei mir im Dienst gewesen, mich höchstens wöchentlich zweimal vor die Polizei fordern lassen, auch bekocht, benäht und beglättet, sich überhaupt redlich betragen, weßhalb ich nichts auf ihr schreiben kann als daß sie gut und tüchtig ißt.

Zu X. hatte man den Boden des Rathhauses seiner geeigneten Lage wegen zum Trocknen der Wäsche gebraucht. Nach mancherlei Beschädigungen desselben, die Niemand vergüten wollte, rief der Bürgermeister im Zorne: „Zum Geier, so will ich doch von nun an keinen Menschen mehr aufhängen lassen, als die Rathsherrn!“

Auflösung der Charade im vorigen Blatte:
Milchstraße.

Charade.
(Viersilbig.)

Die erste Sylbe hab' ich
Gezollt den nächsten Beiden,
Die oftmals Freuden spenden
Und oft auch süße Leiden!

Die Vierte brauch ich weiter
Bezeichnend nicht zu nennen,
Als daß man sie kann trinken,
Dann wird man sie schon kennen.

Ist leicht auch bei dem Ganzen,
Ein Rausch nicht zu vermeiden,
So ist es oft die Erste
Den andern schönen Beiden!

Denkmal
der Liebe auf das Grab unserer geliebten hoffnungsvollen Tochter
Henriette Wilhelmine Riesel.
Sie entschlummerte sanft den 24. October dieses Jahres an den Folgen der Bräune in dem so zarten Alter von 4 Jahren und 7 Monaten.

Schlummre sanft Du zarte Blume
In des Grabes kühlem Schooß,
Dort in Gottes Heiligthume,
Lächelt Dir das schönste Loos.

Ach zu schnell ist sie entschwunden
Deines Lebens Blüthenzeit,
Schon nach wenig Lebensstunden
Gingst Du ein zur Seligkeit.

Doch mit Schaaren heil'ger Engel
Lebst Du fort in Ewigkeit,
Von der Erde Schmerz und Mängel,
Bist Du ewig nun befreit.

Heil sei Dir! Du weil'st im Lande,
Wo kein Auge wieder weint,
Durch des Himmels heil'ge Bande
Bist der Schwester Du vereint.

Thränen die Geliebten fließen,
Wehret Gottes Güte nicht,
Denn allein aus ihnen sprießen
Liebe und Vergißmeinnicht.

Ruhe wohl dort über Sternen
Schaun wir uns nach kurzer Zeit,
Dort in jenen lichten Fernen,
Ist nicht Tod und Sterblichkeit.

Ober-Salzbrunn den 10. Nov. 1841.

Die Hinterbliebenen.

☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations-Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.